



Hallo again und adieu

VON MANFRED SCHMIDT

Man soll ja nie „nie“ sagen, denn ein zur Rettung der letzten in Freiheit lebenden Spitzmaulnashörner mit Elektrozäunen und Wachtürmen gesichertes Projekt, das vom WWF im Tsavo-East initiiert wird, weckte unser Interesse und erneut die Sehnsucht nach Afrika. Und so sollte es doch noch einmal Mitte November zu einem Besuch im schwarzen Kontinent kommen, für den ich gemeinsam mit Dr. BLASZKIEWITZ und meiner Frau eine individuelle Safari im südlichen Kenia plante, wo das eingangs erwähnte Refugium für *Diceros bicornis* im Mittelpunkt stand.

Die Vorfreude auf die Reise erhielt jedoch einen derben Dämpfer, denn von den ersten elf in das Reservat verbrachten Tieren starben innerhalb weniger Tage acht und die anderen drei, sicherheitshalber wieder in Freiheit gesetzt, ebenfalls nach kurzer Zeit. Die Ursache löste alle möglichen Spekulationen aus, wobei als offizieller Grund überhöhter Salzgehalt an den Wasserstellen genannt wurde, obwohl dort Antilopen und Zebras, allerdings ohne negative Folgen, ebenfalls ihren Flüssigkeitsbedarf deckten. Das ganze Ausmaß ist ausgesprochen mysteriös, denn keiner traut sich etwas konkreter zu werden, obwohl bis in höchste Kreise beim Ministerium und dem WWF-Kenia Köpfe gerollt sind. Jeder, den wir in Kenia auf dieses Thema ansprachen, wußte sofort um was es geht, hielt sich aber mit einer Antwort bedeckt. Jedenfalls ist die Gegend jetzt für jedermann gesperrt, und wir waren gezwungen den Verlauf der inzwischen auch gebuchten Reise zu ändern. So wurden es am Ende 2.283 km, die wir mit unserem Guide BEN zurückgelegt haben.

Darum ging es nach der Ankunft in Nairobi auch zunächst in den ca. 300 km nördlich gelegenen Samburu Nationalpark, den wir schon immer wegen der romantisch am Ewaso Ng'iro River gelegenen **Elephant Bedroom Lodge**, durch die nachts oder während des Frühstückes die Elefanten zwischen den wohllichen Chalets spazieren und vermutlich Kenias cleverste Vertreter von *Cercopithecus* leben, aufgesucht hatten. Wenn nämlich die Hinweise der Lodgeleitung, Reißverschlüsse mit den kleinen Schlössern zu sichern, nicht ernstgenommen werden, gibt es ein böses Erwachen. Die sich in und um das Camp aufhaltenden Grüne Meerkatzen haben im Laufe der Zeit gelernt, wie Reißverschlüsse geöffnet werden, und daß Touristen interessante und vor allen Dingen schmackhafte Sachen in den Unterkünften aufbewahren; wobei besonders Kekse, die geschickt der Verpackung entledigt werden, ein Ziel der Begierde sind. In Ermangelung dieser



Grüne Meerkatze auf der Terrasse in der Elephant Bedroom Lodge

Foto: W. Schmid

Naschereien wurden, ohne daß wir es bemerkten, während der Mittagsruhe dafür mehrere Päckchen Tempo-Taschentücher an uns vorbei ins Freie geschmuggelt und dort aus Enttäuschung verstreut. Das hat man nun davon, wenn Besuche, selbst bei den Bewohnern im Busch, ohne Gastgeschenke unternommen werden. Doch außer diesen Spitzbuben beherbergt das nur 165 km² große Reservat unter seiner Fauna auch die Klassiker wie Gerenuk, Grevy-Zebra, Oryx-Antilope sowie Geierperlhuhn und ist schon deshalb einen Aufenthalt wert. Diesmal konnten wir zusätzlich sogar Klippspringer entdecken.

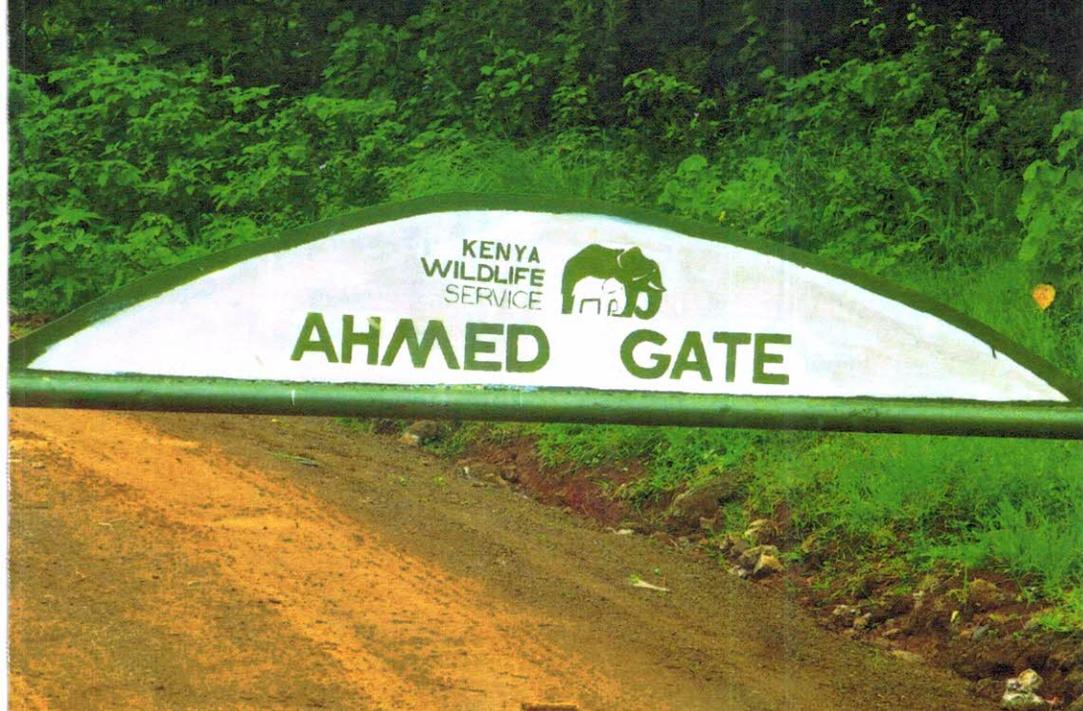
Auf meiner ersten Reise zum Rudolf-See, der erst 1975 in Turkana-See umbenannt wurde (hier hat vor ca. zwei Jahren die Erdölförderung begonnen), wurde mir aus Sicherheitsgründen von einem Besuch des etwas südöstlicher gelegenen Marsabit Nationalparks abgeraten. Jetzt ist die Lage einigermaßen entspannt, und darum haben wir uns vom Samburu weiter in Richtung Norden auf den Weg gemacht, um auch die ehemalige Heimat des nur noch als Dermoplastik im Nationalmuseum von Nairobi zu bewundernden Elefantenbullen AHMED kennen zu lernen. Im Nachhinein hätten wir uns das ersparen sollen, aber die ca. 250 km bis zum Park wurden doch zu einer recht abwechslungsreichen Fahrt mit der weiteren Erkenntnis, daß der Verlust der Ursprünglichkeit immer rasanter voranschreitet. Die wie mit einem Lineal durch die Landschaft vom Samburu über Marsabit bis an die äthiopische Grenze gezogene zweispurige A2 ist von hervorragender Qualität, sieht man einmal davon ab, daß es keine Leitplanken und Pannestreifen gibt.

Die Fahrbahndecke verläuft rechts und links einfach im Sand, auf dem dann in ca. 100 Metern hin und wieder Wellblech- sowie Bretterbuden errichtet sind und kleinere Siedlungen bilden. Diese Dörfer kündigen sich schon früher an. Mit jedem Kilometer, mit dem man sich einer Wohngegend nähert, wachsen die Plastikmengen am Straßenrand, bis sie im Zentrum der Siedlung zwischen Verkaufsständen für Obst, Gemüse und anderem einen großen Haufen bilden in dem Kinder rumwühlen und Ziegen mit anderen Haustieren nach fressbarem suchen. Daneben testen Halbwüchsige die Funktionsmöglichkeiten ihrer Handys oder Smartphones, was offenbar leichter zu begreifen ist als den Abfall zum Entsorgen in Containern zu sammeln, anstatt ihn abends auf der Straße zu verbrennen. (Wie paßt so etwas eigentlich mit dem in Kenia seit 2017 geltenden, mit hohen Strafen sanktioniertem, Plastiktütenverbot zusammen??) Aber leider hat auch in den entlegendsten Regionen Afrikas die Digitalisierung die Prioritäten verändert, denn Frauen und Kinder, die Wasser aus den Flüssen und Bächen in ihre Dörfer schleppen müssen, sind nach wie vor allgegenwärtig.

Auf den ersten Kilometern sahen wir vereinzelt Strauße, Gerenuks, Zebras und diverse Antilopen in unmittelbarer Nähe der Straße, bis die Gegend immer eintöniger und von riesigen Schaf-, Ziegen- und Dromedarherden geprägt wird. Diese kreuzen mitunter die Fahrbahn, was zu nicht einkalkuliertem Zeitverlust führt. Weitere Verzögerungen lösen häufige Polizeikontrollen aus, wobei die Beamten zu probaten Mitteln greifen. Von beiden Seiten werden sich überlappende Nagelbretter auf die Fahrbahn gezogen, und so verbleibt nach der Kontrolle für die Weiterfahrt nur eine schmale Spur zwischen den versetzten Hindernissen. Für diese Maßnahmen sollte man aber Verständnis haben; schließlich wurde Kenia immer wieder von Al-Qaida- und Al-Schabaab-Terroranschlägen mit hunderten von Toten heimgesucht und hat bei Dadaab, im Nordosten nahe der Grenze zu Somalia, eines der weltweit größten Flüchtlingslager im eigenen Land.

Weiter nach Norden macht sich bereits die Nähe des Marsabit Nationalparks, nach dem 1.700 m hohen Mt. Marsabit benannt, bemerkbar, denn die Landschaft wird wieder vegetationsreicher, hat dadurch aber leider auch negative Begleiterscheinungen. Während die zuvor erwähnten Haustierherden im Schutz der Hirten bequem die Fahrbahn überqueren oder mitunter auch blockieren können, hat das Wild keine Chance. Allein auf unserer Hin- und Rückfahrt haben wir in einem kurzen Abschnitt kein Haustier aber drei Tüpfelhyänen, ein Dikdik, einen Ichneumon und einen Pavian registriert, die den Versuch, auf die andere Seite der Straße zu gelangen, mit dem Leben bezahlen mußten. Und das innerhalb von gerade einmal zwanzig Stunden! Die gute Infrastruktur der Tankstellen, und es sind im freien Gelände schon weitere im Bau, deuten auf die Erwartung zunehmenden Verkehrs hin, der den Wildtieren weiter zusetzen wird.

Die Abgeschlossenheit des Parks, er liegt doch weit abseits der Touristenhochburgen, dürfte wohl auch der Grund gewesen sein, weshalb die Lodge geschlossen war. So mußten wir in dem stark muslimisch geprägten Marsabit im **Saku Guest House** übernachten, in dem Alkoholverbot herrscht, und somit der abendliche Sundowner im wahrsten Sinne des Wortes ins Wasser fiel. Am nächsten Vor-



Eingang zu Marsabit Nationalpark

Foto: W. Schmidt

mittag waren wir die einzigen Besucher in dem 360 km² großen Nationalpark, der, begünstigt durch höhere Niederschläge, mit den Aberdares vergleichbar ist und auch einiges an Großwild beherbergen soll. Wir konnten aber nur wenige Büffel und zwei Buschböcke beobachten, uns dafür jedoch an dem Anblick der Kraterseen mit etlichem Wassergeflügel erfreuen.

Nach diesem, unter Berücksichtigung des Aufwandes, doch recht enttäuschendem nur dreistündigen Besuch des Nationalparks ging es zurück gen Süden, wo die schneebedeckten Gipfel des ca. 5.200 m hohen Mt. Kenia schon von weitem unser nächstes Ziel ankündigten: Das Solio Game Reserve. In diesem mit einem Elektrozaun gesicherten privaten Schutzgebiet leben streng bewacht ca. 80 bis 90 Breitmaul- sowie einige Spitzmaulnashörner und mit Ausnahme von Elefanten fast die ganze Palette des afrikanischen Großwildes (allerdings auch eingeschleppte Nutrias). Während sich die Spitzmaulnashörner unseren Blicken entzogen, präsentierten sich ihre etwas größeren Verwandten in erfreulich großer Zahl mit etlichen Kälbern.

Wer in dieser Gegend unterwegs ist, wird sich kaum einen Besuch des Aberdares Nationalparks entgehen lassen, und so war es natürlich auch für uns eine Selbstverständlichkeit, dieser einmaligen Berglandschaft mit Kenias größten Wasserfällen erneut unsere Referenz zu erweisen. Die spektakulärsten Bewohner des Parks, Bongos, blieben leider auch diesmal wieder im Verborgenen, aber Kaffernbüffel, Guereza, Defassa-Wasserbock, Buschbock, Riesenwaldschwein, Warzenschwein



Breitmaulnashörner in der Solio Ranch

Foto: W. Schmidt

etc. waren mehrmals anzutreffen. Bei den Warzenschweinen in den Aberdares habe ich immer den Eindruck, daß es sich um eine eigene Form handelt, denn sie sind von der Statur her viel größer und kräftiger als ihre Artgenossen in der Savanne. Aber vielleicht ist das nur dem besseren Nahrungsangebot in diesem immergrünen Lebensraum zu verdanken, wo wir uns selbst wieder in der am Fuße des zweithöchsten Berges Afrikas gelegenen sehr persönlichen **Rhino Watch Lodge** verwöhnen ließen.

Von dort fuhren wir erneut nach Nairobi, wo ich unbedingt, mehr oder weniger aus Nostalgiegründen, noch einmal in dem ehrwürdigen **Norfolk-Hotel** übernachtet wollte. Hier waren wir auf den ersten Reisen mit dem Ehepaar KLÖS wiederholt abgestiegen und hatten an einem Abend auch die Gelegenheit mit Prof. GRZIMEK ins Gespräch zu kommen, der dort ebenfalls übernachtete. Aber wie das mit den Erinnerungen so ist. Die Gegenwart ist fast immer ernüchternd. Die ganze Umgebung ist durch hohe Bauten verändert und das Hotel, nach dem Bombenattentat von 1980 wieder originalgetreu restauriert, gleicht einem eingezäunten Sicherheitstrakt, der nur nach Gepäckdurchleuchtung und Personenscanning betreten werden darf. Die einst im Innenhof mit der einheimischen Vogelwelt positionierten Volieren sind durch Exponate aus der Zeit der britischen Kolonialepoche, wie Rikscha, Transportwagen und ähnlichem ausgetauscht worden. Nichts ist ebenso beständig wie der Wandel.

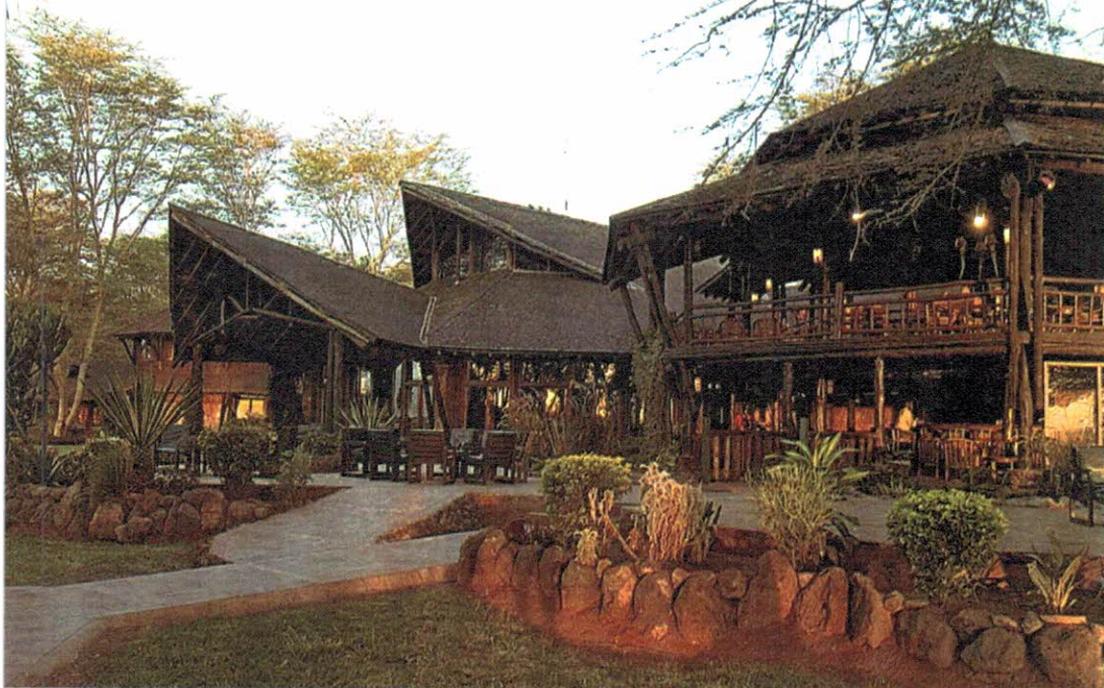
Nach einem opulenten Frühstück, so ein geradezu verschwenderisches Frühstücksbuffet hatte ich überhaupt noch nicht gesehen, war der Amboseli Nationalpark unser nächstes Ziel. Aber dafür mußte erst einmal Nairobi durchquert werden. Diese Ende des 19. Jahrhunderts gegründete Stadt hat inzwischen ca. vier Millionen Einwohner und gleicht einem Moloch in dem Autofahren mehr einem Stop and Go ähnelt. Und was geradezu grotesk ist: Man kann vor Auspuffgasen kaum atmen, aber in der gesamten Innenstadt, auch auf den Straßen, herrscht Rauchverbot, das bei Zuwiderhandlung mit Geld- und sogar Haftstrafen geahndet wird. Doch irgendwann ließ das Gedränge nach, und nach einigen Stunden Fahrtzeit tauchte in der Ferne der knapp 6.000 m hohe weiße Gipfel des in Tansania liegenden Kilimanjaro auf (bis 1918 Deutschlands höchster Berg, von dessen Existenz erstmals 1848 der Missionar JOHANNES REBMANN nach Europa berichtete). Wenig später erreichten wir auch schon die etwas außerhalb des Parks liegende **Kibo Lodge**. Nach dem Einchecken und Lunch fuhren wir zu dem nicht weit entfernten Eingang, und dann lag er mit all seiner „Herrlichkeit“ vor uns, der Amboseli Nationalpark.

Dieses Gebiet ist nicht nur durch das berühmte Motiv mit Elefanten und Giraffen im Vordergrund des schneebedeckten Berges, sondern auch wegen des dort 1952 nach der Geschichte von ERNEST HEMINGWAY gedrehten Filmes „Schnee am Kilimanjaro“, allen Afrika-Interessierten ein Begriff. Aber diese Idylle zahlt einen hohen Preis. Es gibt in der Tat noch beachtliche Elefantengruppen, auch

Blick auf den Kilimandscharo

Foto: W. Schmidt





Ol Tukai Lodge

Foto: W. Schmidt

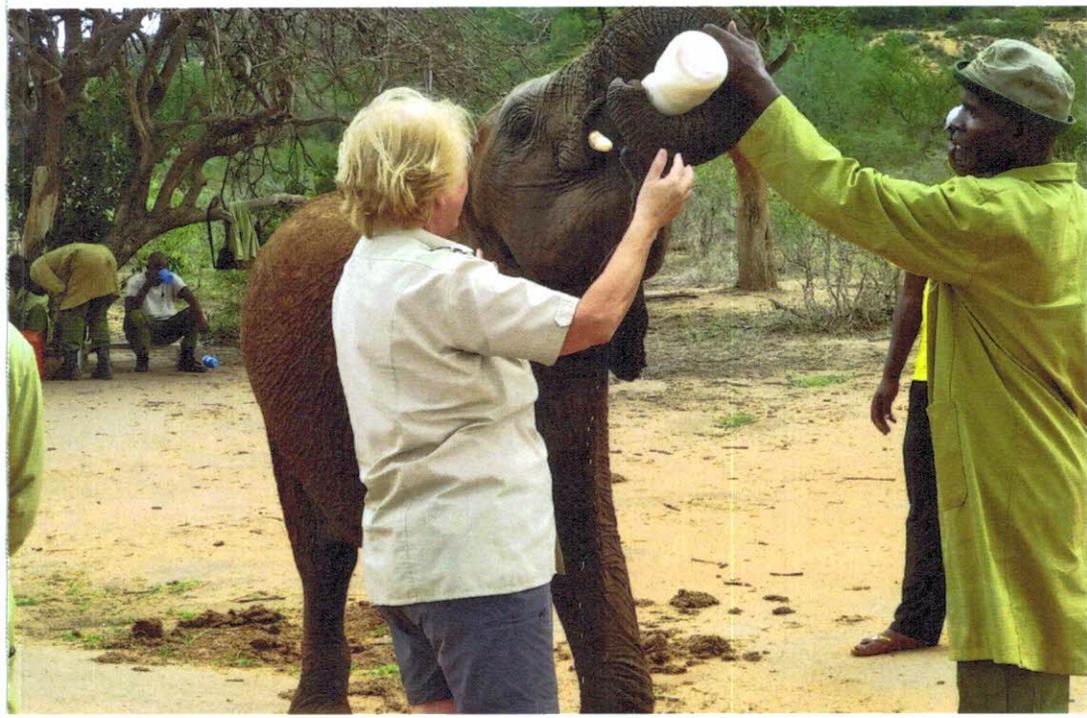
Einzelgänger mit stattlichen Stoßzähnen, sowie viele Ein- und Paarhufer; aber sie alle verändern kontinuierlich das Ökosystem, das den Nahrungsbedarf nicht schnell genug regenerieren kann. Die Folge ist eine fortschreitende Versteppung der in den siebziger Jahren auf 390 km² verkleinerten Fläche. Gerade einmal gut 12 % der ursprünglichen Größe. Die unmittelbare Umgebung der luxuriösen **Ol Tukai Lodge**, die erste im Amboseli errichtete Unterkunft, die ursprünglich für das Team des oben erwähnten Films vorgesehen war, wirkt noch einigermaßen intakt; doch schon nach wenigen hundert Metern schmeckt man förmlich, warum Amboseli in der Sprache der Massai salzige Erde bedeutet. Der lichte Schirmakazienwald geht durch einen Gürtel abgestorbener Bäume langsam immer mehr in lockere Strauch- und Buschbestände über, durch die in der Ferne bereits die auf dem alkalihaltigen Boden nur noch mit Riedgräsern bewachsenen Flächen zu erkennen sind. Auch dieser schöne, besonders stark besuchte Nationalpark steht vor einer traurigen Zukunft. Die heranwachsende Generation wird den Status quo, schon angesichts des noch vorhandenen Großwildes, trotzdem ganz toll finden; und wer kann es ihnen verdenken, wenn sie ihn nicht anders kennen. Dennoch vollzieht sich langsam ein Artenrückgang, ein Prozess, der erst mit zunehmendem Alter so richtig wahrgenommen wird. Darüber können auch die vielen Flamingos nicht hinwegtäuschen die, nach Aussage unseres Guides erstmals seit Jahren wieder in dieser großen Zahl, den Lake Amboseli aufgesucht hatten.

Unser nächstes Ziel war Ithumba, das wir erst nach einer gefühlt nicht enden wollenden Fahrt im tiefsten Tsavo-East Nationalpark erreichten, dort jedoch in

der kleinen aber zauberhaften, romantisch zwischen Felsen und großen Bäumen integrierten **Ithumba Hill Lodge** für die strapaziösen, zurückliegenden Stunden mehr als entschädigt wurden. In deren Nähe befindet sich eine weitere Pflegestation des **The David Sheldrick Wild Life Trust**, in der zurzeit 27 Elefantensais von knapp zwanzig Betreuern liebevoll versorgt und wieder für die Freiheit trainiert werden. Diese mitunter noch recht jungen Tiere haben ihre Mütter überwiegend durch Wilderei verloren, und es geht einem das Herz auf, wenn die körperlichen Wunden mit Salbe versorgt werden, während die kleinen Kerle an den übergroßen Milchflaschen nuckeln. Solche Momente lösen eine maßlose Wut und Verachtung auf die Verursacher dieses Leids und erst recht auf die im Hintergrund operierenden Auftraggeber aus. (Die Substanz für die flüssige Nahrung wird übrigens aus Großbritannien bezogen.) Chef dieser Waisenstation ist EMIL, der sich nicht nur durch Kompetenz, sondern mittels sandfarbenem Kittel, Hut und vor allen Dingen, im Gegensatz zu den obligatorischen Gummi-, mit blankgeputzten Lederstiefeln von seinen Kollegen unterscheidet. Er ließ die 27 Schutzbefohlenen im Gänsemarsch an uns vorbei defilieren, wobei er jedes Tier beim Namen nannte. Ob die Reihenfolge der Namen stimmte, konnten wir natürlich nicht nachvollziehen, aber die Namen selbst sind im Internet hinterlegt. Es muß nämlich vor dem Besuch dieser Station für ein Tier, dessen Name selbst gewählt werden kann, eine Patenschaft in Höhe von USD 50 für mindestens ein Jahr übernommen und bezahlt werden. Dieser Aufenthalt tröstete uns darüber

WALTRAUD SCHMIDT mit Elefanten-Patenkind Ithumba Hill Lodge

Foto: W. Schmidt



hinweg, daß wir im Park selbst bis auf einige Dikdiks, Paviane, Tokos, Frankoline und Helmpferlhühner kaum andere Tiere bemerkt haben. Die vereinzelt Schauer der bereits einsetzenden kleinen Regenzeit hatten bei der Vegetation inzwischen schon ihre positiven Spuren hinterlassen. Gut für das Wild, schlecht für den Betrachter.

Weiter ging es in den Tsavo-West, und hier präsentierten sich die Vertreter der afrikanischen Fauna wieder in ihrer artenreichen Vielfalt, darunter natürlich auch die durch den Lateritboden entsprechend gefärbten „roten“ Elefanten, zwischen den, im Gegensatz zum Tsavo-East, nur noch vereinzelt Baobabs. Eine Nacht verbrachten wir in dem behaglichen, sehr deutsch geprägtem **Severin Safari Camp** in dem die freistehenden Bungalows einen herrlichen Ausblick in die Landschaft gestatten. Im Restaurant ist, gegenüber der zwei zum Park gerichteten offenen Seiten, zwischen Bar und Personaleingang zur Küche, ein nach oben freier ca. 5 m² großer Biotop mit Fischbesatz und feuchtigkeitsliebenden Pflanzen angelegt, in dem Webervögel ihre Nester bauen und Junge aufziehen. Nach einem kräftigen Frühstück, an dem sich auch Dreifarbenglanzstare, Mahaliweber und zeitweise Gurrtauben „aktiv“ von unseren Tellern bedienten, standen noch ein morning-game-drive sowie das 192 km² große Shimba Hills Reservat als letztes Ziel auf dem Programm. Also ging es zurück zur A109, auf der wir bereits ab Nairobi zum Amboseli Nationalpark gefahren und von dort auch zum Tsavo-East und -West gekommen waren.

Als Biotop gestaltete Vogellandschaft im Severin Safari Camp

Foto: W. Schmidt





Karikatur aus Anlass der Westafrikareise der Bundeskanzlerin, die die weltumspannende Präsenz Asiens zeigt!

Auf dieser Hauptverkehrsader, die das Inland mit der Hafenstadt Mombasa verbindet, reiht sich auf der in jede Richtung verlaufenden Spur, wie zwei Lindwürmer, Fahrzeug an Fahrzeug, wobei der größere Anteil auf LKW entfällt. Entsprechend riskant sind die Überholmanöver, bei denen mir im Verlauf der Reise die Bedeutung zwischen unterbrochener und durchgezogener Mittellinie abhandengekommen ist. Während im Schwerlastverkehr die Fahrzeuge von Daimler führend sind, liegen bei den mittleren Gewichtsklassen, Geländewagen und PKW die Asiaten vorn. Allen voran Toyota. Hier haben, wie in anderen Bereichen ebenfalls, Europa, damit auch Deutschland, den Anschluß verpasst und speziell China das Feld überlassen. Das ist inzwischen mit Abstand der weitaus größte Handelspartner Afrikas und errichtet zur Zeit nicht nur einen Hafen im tansanischen Bagamoyo, sondern hat bereits in Nigeria eine über 1.000 km lange Küsteneisenbahn gebaut und stellt bei der Gier nach Rohstoffen weitere Milliarden für die Verbesserung der Infrastruktur im Landesinneren zur Verfügung. Nicht von ungefähr hatte der China-Afrika-Gipfel mit vielen afrikanischen Staats- und Regierungschefs in Peking stattgefunden, denn es sollen bereits tausende private und staatliche chinesische Firmen in Afrika tätig sein und Millionen Afrikaner beschäftigen. Ein Cartoon aus unserer Tageszeitung, das anlässlich einer Reise der Bundeskanzlerin im Sommer 2018 nach Westafrika entstanden ist, bringt das sehr humorvoll, aber leider der Realität entsprechend zum Ausdruck. Doch dafür hat sich Deutschland

schon einmal prophylaktisch eine Lizenz zum Abbau von Rohstoffen in der Tiefsee bei der Internationalen Meeresbodenbehörde gesichert. Wie das in der Praxis dann vor sich gehen soll, um an die vermuteten Kupfer- und Kobaltvorkommen zu gelangen, und vor allen Dingen was so etwas für Auswirkungen auf die Meereslebewesen hätte, ist zwar noch nicht bekannt; aber Hauptsache man darf!

Wieder auf die A109. Diese läßt mit ihren knapp 500 Kilometern zwischen Nairobi und Mombasa, abgesehen von langezogenen Kurven, eine monotone Fahrt vermuten, aber der Eindruck täuscht. Nicht nur wegen des hohen Verkehrsaufkommens ist äußerste Konzentration erforderlich, auch das Geschehen neben der Fahrbahn ist sehens- und erwähnenswert. Alle paar Kilometer liegen ein zerschlissener LKW-Reifen oder sonstige Requisiten am Straßenrand, Paviane suchen nach arglos gewegeworfenen Essensresten und mobile Händler, die genau wissen, wo sich ein Stau bildet, bieten Getränke, Früchte, und anderes feil. Hierbei wiederholte sich eine Verkaufsstrategie, die ich bisher noch nicht kannte, auch nicht aus Afrika und mich an die ermahnenden Worte meiner Eltern in den Kindheitstagen erinnerte: „Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie Du den Schmerz.“ Hin und wieder stehen Personen an der Straße und wedeln, gleich einem Taschentuch, mit einem Gegenstand, der sich bei näherer Betrachtung als Huhn entpuppt. Einem lebenden; und weitere liegen zum Verkauf, an den Beinen zusammen gebunden, als flatterndes Bündel auf dem Boden.

Zusammengebundene Hühner, die auf den Abtransport per Fahrrad oder Moped warten.

Foto: W. Schmidt



Zuerst war ich schockiert, aber dann fielen mir die Zustände bei der Massentierhaltung in Europa, die Tierversuche, die in China genmanipulierten geklonten Affen und vor allen Dingen das Verhalten Japans ein, dessen jährliches, blutiges Delphingemetzel wir ebenfalls hilflos ertragen müssen. Trotz weltweiter Proteste werden sie bis März 2019 zur wissenschaftlichen Forschung, die forschen schon so lange, weil sie wahrscheinlich gar nicht wissen, wonach sie forschen, 333 Zwergwale töten; und mit dem inzwischen erfolgten Austritt aus der INTERNATIONALEN WALFANG-KOMMISSION haben sie sich jetzt offen gegen die Internationale Gemeinschaft gestellt. Skrupellos wird inzwischen wieder für Walfleisch geworben und in Tokio stehen auf den Speisekarten bereits Menüs aus: Vorspeise Walgehirn mit Schnittlauch und Ingwer, anschließend Suppe mit Walspeck, als Hauptgericht Walzunge mit Paprikaschoten oder Schaschlik aus Walfleisch und zum Dessert Walhirnsorbet. Diese Frevel und Perversitäten werden dann mit „nationaler Tradition und Kultur“ gerechtfertigt.

Und China? Dieses Land wollte im Oktober 2018, natürlich nur „zur Forschung und aus kulturellen Gründen“, den Handel mit Körperteilen von in Gefangenschaft gezüchteter bedrohter Tierarten, darunter Nashörner und Tiger, teilweise für die sogenannte traditionelle Medizin wieder erlauben; obwohl dies, um den Schwarzmarkt über Vietnam zu verhindern, seit 1993 verboten war. Nach scharfer internationaler Kritik wurden jedoch entsprechende Regularien – zumindest offiziell – vorerst verschoben. Aber ob nun aufgehoben oder aufgehoben, das Unheil nimmt unterdessen woanders seinen Lauf. Durch die neue „Seidenstraßen“ Initiative, ein Netz von weit über die Volksrepublik hinausreichender Handelsverbindungen, das den Projektnamen „Belt and Road“ trägt, greifen die Tentakel des Drachen jetzt nach der Heimat von „*Pongo tapanuliensis*“ (eine erst 2017 als eigene Form des Orang-Utans beschrieben, die im Nordwesten von Sumatra beheimatet ist). Dort wird mit chinesischem Geld ein gigantischer Staudamm gebaut, der bereits 2022 fertiggestellt sein soll. Nicht nur die zur Überflutung vorgesehenen 100 km², sondern auch die für diesen Bau erforderlichen Straßen werden den Regenwald zerstückeln und damit den nur noch geschätzten 800 Individuen von Tapanuli den Garaus machen. Die Verursacher benutzen für diese Tatsachen allerdings Euphemismen, wie verschwunden oder ausgestorben, das hört sich dann nicht so brutal an.

Diese egoistischen Beschlüsse und folgenschweren Vorhaben wurden kurz vor unserer Abreise aus Deutschland in der Presse ausführlich geschildert und beschäftigten mich plötzlich wieder als unsere Fahrt auf der A109 immer häufiger ins Stocken geriet. Als unnatürliches Hindernis zerschneidet der Asphalt Kenias größten Nationalpark in Ost und West, so daß nach wie vor Viehherden, kleine Gruppen Zebras und anderes Wild ihrem Instinkt folgend, die Fahrbahn überqueren. Bei dem zunehmenden Verkehr und der zum Teil halsbrecherischen Fahrweise wird das immer riskanter und führt oft zu Staus oder Unfällen. Diese Situation zu entschärfen dürfte bei der rasch wachsenden Bevölkerung, die hat sich seit der Unabhängigkeit 1963 verdreifacht, eine der größten Herausforderungen sein, denn die Straße dient nicht nur der Versorgung Kenias, sondern wird zusätzlich

als Transitstrecke, speziell nach Uganda, stark frequentiert (quasi als Nachfolger der ehemaligen Uganda-Bahn). Und die neue, über weite Teile fast parallellaufende Bahnlinie, auf der von Mombasa nach Nairobi nur noch viereinhalb Stunden benötigt werden, endet dort und kann somit zur Zeit nur partiell entlasten. Noch ist davon bis jetzt zwar kaum etwas zu spüren, aber es sind, natürlich wieder mit chinesischen Beteiligungen, bereits riesige Anschlußprojekte nach Uganda, Ruanda, Burundi und Südsudan vorgesehen. Es muß sicher nicht besonders erwähnt werden, daß den Preis dafür dann wieder Fauna und Flora zahlen werden, denn die meisten Routen tangieren die Nationalparks. Wenn auch dem Wild zuliebe, um dessen Wanderwege nicht ganz zu unterbinden, die Trassen auf etlichen Abschnitten inzwischen über Stelzen geführt werden, unterstreicht vielleicht gerade dieser „Fortschritt“, daß für den so genannten zivilisierten Menschen, im Gegensatz zu den indigenen Völkern, eine Koexistenz im ökologischen Lebensraum eigentlich nur in der Theorie möglich ist.

Endlich erreichten wir Mombasa, Kenias zweitgrößte, aber älteste und auf einer Koralleninsel erbaute Stadt, um dort für den Rest der Strecke mit der Fähre auf die Südseite überzusetzen. Bis zur Ablegestelle hatte ich nicht den Eindruck, daß es so etwas wie eine Straßenverkehrsordnung gibt, denn die ganze, meistens schrittweise Fortbewegung bestand nur aus Hupen, Drängeln und dem Wohlwollen anderer Verkehrsteilnehmer, die manchmal mitfühlend eine schmale Lücke ließen. Dieses Chaos, bedingt durch die ständig steigenden Kapazitäten im Hafen und dem damit erforderlichen weiterem Ausbau, befeuert das Bestreben, wieder einmal der Chinesen, im nördlich gelegenen Lamu einen großen Containerhafen zu bauen.

Nach dem Übersetzen ging es zügig Richtung Nationalpark, aber zunächst in die **Shimba Hills Lodge**, denn es war längst Lunchtime. Diese dreistöckige Unterkunft ist ein Abbild der in den Aberdares gelegenen Treetops-Lodge, in der Prinzessin ELISABETH während ihres Aufenthaltes 1952 durch den Tod ihres Vaters über Nacht zur ELISABETH II wurde, und liegt mitten in einer üppigen Vegetation an einem kleinen Gewässer. Dort haben sich Schreiseeadler ihr Revier gesichert und fischen auf Pfeifkommando des Personals nach zugeworfenen Ködern. Leider weist dieses schöne Baumhotel zum Teil stark reparaturbedürftige Stellen auf, was hoffentlich nicht auf die Zukunftsperspektiven hindeutet, denn am Tage unserer Anwesenheit waren wir gerade einmal insgesamt neun Gäste. Der Nachmittag und nächste Vormittag galten der Erkundung des Reservates, wobei als neue Arten auf dieser Reise Nashornvogel, Palmgeier, Kongoni und, das Wappentier des Parks, Rappenantilopen unsere Liste ergänzten. Zum Abschluß der Pirsch waren wir vom höchsten Aussichtspunkt noch einen Blick auf die Topographie der Shimba Hills und dann beendete der Weg zum Ausgang unsere Streifzüge durch acht Naturschutzgebiete. Übrigens meine erste, von knapp zwei Dutzend Reisen nach Afrika, auf der ich keine Leoparden gesehen habe.

Wie am Tag zuvor verlief die Rückfahrt bis zur Fähre einigermaßen normal, aber was danach kam war für unseren Guide wieder der reinste Geschicklichkeitsparcours, um uns wohlbehalten zum **Intercontinental** zu bringen. Trotzdem verließen wir noch einmal das Hotel, denn in einem Fischrestaurant am Indischen



Schon etwas in die Jahre gekommen: Shimba Hills Lodge

Foto: W. Schmidt

Schreiseeadler in der Shimba Hills Lodge

Foto: W. Schmidt



Ozean sollte abends mit leckeren Meeresfrüchten und den dazugehörigen Getränken Abschied genommen werden. Abschied von einem Kontinent, den ich so oft besucht hatte und der mich mit seiner Artenvielfalt und mitunter ursprünglichen Landschaft immer wieder aufs Neue fasziniert hat. Abschied von freundlichen, hilfsbereiten Menschen und, etwas pathetisch ausgedrückt, dem von mir dort fast endemisch empfundenen Sonnenauf- bzw. Sonnenuntergang. Und – Abschied von der Illusion, daß der Einsatz der vielen Engagierten erfolgreich sein wird, um auch der nächsten Generation wenigstens ein Stück Afrika zu erhalten, wie ich es noch erleben durfte.

Am nächsten Tag blieb noch etwas Zeit um am hoteleigenen Strand das Meer aufzusuchen, aber dann wurde es ernst. Nach dem Lunch war BEN, wie auf der ganzen Safari, pünktlich zur Stelle und brachte uns zum Flughafen. Bevor wir uns trennten, erhielt er sein wohlverdientes Tip und ein Extralob für die Leistung, das Auto und uns, trotz mitunter widriger Straßen- und chaotischer Verkehrsverhältnisse, vom Anfang bis zum Ende der Reise ohne Schrammen und Beulen durch Kenia manövriert zu haben. Dann hieß es „Lebewohl“ zu sagen.

Während sich auf dem Rückflug einige Passagiere mit verbundenen Augen in Morpheus Arme begaben, andere die Monitore in den Rückenlehnen der vor ihnen Sitzenden traktierten, erinnerte ich mich an viele zurückliegende, unvergessliche Begebenheiten und dachte auch darüber nach, was wohl die Zukunft nicht nur Kenia, sondern ganz Afrika bringen wird. Heute spült der Tourismus, hauptsächlich wegen der Nationalparks und der darin lebenden Tiere, noch die meisten Devisen ins Land; aber wie lange noch? Kenia gehörte neben Tansania zu den von mir am häufigsten besuchten afrikanischen Ländern, und von Aufenthalt zu Aufenthalt wurde ich mit größeren Ortschaften, neuen Verkehrsverbindungen, mehr Straßenverkehr, ausgedehnteren Monokulturen, immer längeren Gewächshausanlagen konfrontiert und sah auf dieser Reise erstmals riesige Hinweistafeln auf denen tausende Quadratmeter Bauland für Industrieansiedlungen zum Verkauf angeboten werden. Sicher alles Erfordernisse, um der geradezu explodierenden Einwohnerzahl wenigstens teilweise Lohn und Brot zu beschaffen; aber natürlich auch eine Forderung der ausländischen Beteiligungen, die mit zunehmenden gewerblichen Diversifikationen und der damit verbundenen Ertragerwartung ihren Interessen permanent Nachdruck verleihen. Weil bei diesem Ranking dann die Nationalparks leider kaum ganz vorne stehen werden sollte jeder, den lebende Tiergemeinschaften in noch halbwegs intakten Habitaten interessieren, die Gelegenheit wahrnehmen, um einmal in Afrikas „Wildnis“ zu reisen – bevor es zu spät sein könnte. Denn zum großen Problem, nicht nur in Kenia, sondern fast allen der ungefähr fünfzig afrikanischen Staaten, gestaltet sich die demographische Situation. Knapp 50% der Bevölkerung haben noch nicht einmal das 16. Lebensjahr erreicht, und die werden später sicher nicht Singles bleiben wollen. Auf welchem Kontinent sie dann mit Ihren Nachkommen leben und vielleicht mit einem Auto fahren wollen, werden die kommenden Jahre entscheiden.

Apropos Autofahren; wie will man eigentlich die gesteckten, leider immer wieder hinausgeschobenen, Klimaschutzziele jemals erreichen, wenn gleichzeitig

nur Absatzsteigerungen gerade von diesen Hauptverursachern wie Auto, Flugzeug, Kreuzfahrtriesen etc. in den Bilanzen akzeptiert werden? Das wird doch bestenfalls so bleiben wie es ist, oder sich eher noch verschlechtern. Und wie können die beinahe schon apokalyptischen Auswirkungen des Plastikverbrauchs eliminiert werden? Dort liegen die echten Herausforderungen für die heranwachsende Generation, die den heutigen Wohlstand als Selbstverständlichkeit betrachtet und darum der Meinung ist, zurückliegende, nur vom Hörensagen bekannte, Ereignisse be- und verurteilen zu müssen. Hier könnten sich die Besserwisser und selbsternannten Visionäre einmal wirklich beweisen. Auch HANS DOMINIK und JULES VERNE hatten Vorstellungen und Ideen, die vor ca. 125 Jahren noch als Utopien galten, inzwischen aber teilweise realisiert wurden und manches sogar schon zum Alltag gehört. Warum sollte darum nicht auch heute irgendjemandem, natürlich mit Unterstützung des Lieblingsmediums Google, der große Wurf gelingen; solange noch der Zeitrahmen reicht. DOMINIK und VERNE hatten nämlich einen Zeitgenossen namens HERBERT GEORGE WELLS, und dessen Thesen sind dadurch gekennzeichnet, daß sich die Menschheit irgendwann selbst zerstört. Sofern dieser Zeitpunkt erreicht sein sollte, kann man nur hoffen, daß die Erde bis dahin noch nicht ganz zertrümmert ist, um wie Phönix wieder zu dem zu werden, was sie einst war: der artenreiche BLAUE PLANET.

Aber es gibt heutzutage auch Erfreuliches zu vermelden.

Trotz zweimaligem Umsteigens, in Nairobi und Paris, sind diesmal unsere Koffer in Berlin sowie Basel pünktlich und unbeschädigt auf den richtigen Gepäckbändern angekommen. Na, ist das nicht eine positive Message?

MANFRED SCHMIDT, Herrenacker 6, D-79429 Malsburg

Hallo again und – adieu!

Foto: W. Schmidt

